

Nachdenkliches

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **29 (1939)**

Heft 42

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Nachdenkliches

Wer nörgelt denn eigentlich immer?

Wenn in irgend einer Schilderung eine böse Ehe dargestellt wird, dann ist es immer die Frau, die leist oder herumnörgelt oder bissig ist. Ob man den Frauen mit dieser Einstellung nicht Unrecht tut? Beobachten wir doch einmal die Welt, die Ehen in unserer Umgebung, die Brautpaare, die Verliebten, Verlobten und Geschiedenen: wer hat genörgelt? Wer hat die Ehe langsam entzwei geredet und zerstört? Mindestens waren es beide Teile, wie sich bei einer sachlichen Prüfung herausstellt — freilich mit einem kleinen Unterschied: der Mann versteht es meist meisterhaft mit dem zu knurren, was er nicht sagt. Das ist so zu verstehen: auch im Nichtausprechen dessen, was man bemäkelte, kann eine sehr böse Form des Angriffs liegen.

Auf der anderen Seite muß die Frau versuchen, die Mentalität des Mannes zu verstehen: er zeigt nicht gern Sentimentalität, er will keine Gefühle an den Tag legen. Er will nicht weichlich erscheinen. Er sagt, wenn du Zahnschmerzen hast: „Na, du kannst dich aber anstellen!“ — Aber wenn er Zahnschmerzen hat, ist er beleidigt, wenn du nicht jede Minute mit ihm Mitleid hast und ihn tröstest. Das ist nun einmal seine Art.

Er wird wütend, wenn du ihn an den Geburtstag, an den Heiratstag, an den Erinnerungstag der ersten Begegnung ermahnst. Nein, er vergißt so etwas aus Prinzip. Du sollst immer gut angezogen sein — auch am frühen Morgen. Er läßt sich gehen — wie ein Mann sich nur eben gehen lassen kann. Und er ist noch böse und knurrt, wenn du etwas darüber sagst. Aber er knurrt auch — oder macht ein seltsames Gesicht, wenn du nicht tipptopp angezogen bist in frühester, grauer Morgenstunde.

Der Mann hat eben sein eignes Innenleben. Oft ist es durch die Schule oder die Militärzeit bestimmt. Wenn du ihn ernsthaft vor die Wahl stellst, ob das Bild der Verlobung oder eine Klassenaufnahme von vor 20 Jahren aufgehoben werden soll, dann entscheidet er sich unter Garantie für die Klassenaufnahme. Alle 5 Minuten ist ein Mann anders — hat eine kluge Frau behauptet. Nur in einem Punkt ist er beharrlich — im Essen. Zuviel Neuerungen und Wechsel behagen ihm nicht.

Du mußt ihn so hinnehmen, wie er ist — auch wenn er z. B. auf einmal die Idee bekommt, er müsse etwas für die Linie tun. — Meist besteht das darin, daß er im Garten arbeitet. Er legt die Beete an. Du mußt nachher für den Steingarten und die Blumen sorgen. Du mußt auch das Unkraut beseitigen. Es kann auch sein, daß er vollendeter Gartennarr wird und dich kaum mehr nach seiner Arbeit ansieht, wenn draußen der Garten wartet. Im Winter geht er zum Verein, spielt mit Freunden Karten und dreht ausgerechnet immer das Radioprogramm ab, das du gerade hören wolltest.

Und in der Zwischenzeit knurrt er noch über dies und das. Aber wenn jemand etwas sagt zu Hause, warft nicht immer du das Schaf? Das ist nun mal so im Leben. Es wird wohl kaum jemals anders sein. Ihr müßt euch in die Schattenseiten teilen. Dann seid ihr euch eines Tages klar darüber, daß ihr euch beide etwas vorenörgelt habt und die Waagschale auf gleich steht. Womit das Gleichgewicht erreicht wäre. Und darauf kommt es ja an im Leben . . .

Kriegspsychose

Von verschiedenen Seiten ist mir gesagt worden, daß eine gewisse Angst vor kommenden Ereignissen in der Schweiz stärker zu spüren sei als teilweise im kriegführenden Ausland. Persönlich aufgefallen ist mir außerdem, daß diesbezüglich ängstliche Gefühle oder Befürchtungen in der deutschen Schweiz eher bemerkbar sind als z. B. im Tessin, obschon etwa Locarno und Umgebung näher der Grenze liegen als Luzern, Bern, Zürich usw.

Nun ist zu sagen, daß Angst, aus welchem Grunde sie auch vorhanden sein möge, sich negativ, irgendwie schwächend und nachteilig auf jeden Menschen auswirkt. Abgesehen davon, daß wir in der Schweiz immer noch relativ gut und sicher dastehen, würde auch im gegenteiligen Falle ängstliches Benehmen gar keinen Vorteil mit sich bringen, sondern es wirkt leider sehr ansteckend und ist mit Kreisen im Wasser zu vergleichen, die immer größer werden und weite Flächen in unruhiger Bewegung halten.

Es zeigt sich auch, daß das zu viele und dauernde Abhören von Radiomeldungen, wie das übertriebene Zeitungslesen gewisse Nachteile mit sich bringt. Man kann selbst heute ohne Radio auskommen, auch kenne ich Menschen, die gar keine Zeitung in der Haushaltung führen und vielleicht gerade aus diesem Grunde sehr angenehm im Umgang sind. Was wirklich notwendig zu wissen ist, setzt sich auf diese oder jene Art trotzdem durch. Es stimmt nachdenklich immer wieder zu beobachten, wie leicht der Mensch dazu neigt, Gerüchten und übertriebenen Nachrichten Glauben zu schenken. Eigenes Denken, gesunde Vernunft und Zurückhaltung gegen den Wall der immerzu anstürmenden Neuigkeiten bieten die beste Gewähr gegen geistige Vergewaltigung. Große schweizerische Kaufhäuser haben kein einziges Leintuch mehr abzugeben, Stoffe, Schuhe und viel anderes mehr wird massenhaft gekauft, einerseits aus übertriebener Angst vor der Zukunft, andererseits einfach aus Kopflosigkeit. Wie schwach ist doch der Mensch, und wie wenig zukunftsgläubig und auch, wie unsozial! Fort mit der übertriebenen Kriegspsychose! Beweisen wir Schweizer unsere besonnene, zurückhaltende und vernünftige Eigenart. Wir hinter der Front können dem Lande kaum einen besseren Dienst leisten als durch normales Arbeiten, Einhalten der Verträge, Bezahlung der Rechnungen soweit möglich und Kopf hochhalten. „Ruhe ist des Bürgers erste Pflicht.“
ek.

Die „Berner Woche“

wird in Lima stets mit Interesse gelesen. Dr. Berger, der Verfasser des prächtigen Bildberichtes über Peru in dieser Nummer, schrieb einem Freunde in Bern folgende anerkennenden Worte über die Berner Woche:

„Als Berner genießen wir sie doppelt. Mein Bruder Fred möchte sie auch nicht mehr missen. Abends, nach getaner Arbeit lesen wir sie sehr öfters gemeinsam und machen wahre Entdeckungstreifen in die Vergangenheit, in jene Zeiten, da wir uns noch als Buben in unserer Vaterstadt herumtummelten. Wehmütig stimmte mich die Photographie Dr. Sutermeisters, unseres Geschichtslehrers, der ja nun auch nicht mehr von dieser Erde ist. Wie mein Bruder die letzte Nummer der Berner Woche entfaltete und das Titelbild sah, tönte es plötzlich aus der Zimmerecke: Lue, dr Werreli. Wirklich, blickte ihn da sein alter Zeichnungslehrer an, den ich als ehemaliger Sekeler ja auch sehr gut kannte. Auch er mußte den Zeiten weichen. So gibt uns die Berner Woche mit seinen Artfeln und seinen Bildern immer wieder Stoff zu frohen oder wehmütigen Erinnerungen.“

Uns freuen diese Worte herzlich. Sie bestärken uns in der Ueberzeugung, daß wir unseren Auslandsbernern etwas zu bieten haben, und daß wir einen Kontakt vermitteln können, der für viele frohe Heimerinnerungen weckt.

Wir hoffen, daß es Dr. Berger trotz seiner großen Arbeitslast möglich ist, uns hie und da noch etwas über das Leben der Schweizer in Peru, über Auslandschweizerfragen, über Reisen und Erfahrungen zu berichten. Wir Daheimgebliebenen hören ebenso gern etwas über die Schicksale unserer Kolonisten wie sie selbst von den Ereignissen in der Heimat.

Wäلتtierſchutztag

Warum das i das ſchrybe? Eigetlech het mi niemer gfragt. Aber grad glych mues es gseit ſy. I bi nämlech der Houſi. Un i ha mit em Bärtu e zünſfige Krach gha, das i mi no jiz drab ergere. Nume wägem Wäلتtierſchutztag. Mir ſy zäme i der Bude ghoſket, bed uf em glyche Stuew u hei der Zeiger agluegt. Das mache mir au Mittag, mir hei drum ke angeri Zytig abonniert. De tüe mer aube zäme nacheläſe, was öppen eſo tät louſe, we me's gieng ga luege. Uf ds Mau ſeit der Bärtu: Du Houſi, uf der Schüg iſch nid viu los, mir chönnte hinecht das Wäلتtier ga luege. Welas Wäلتtier? Biſch verruckt? Sägen i. He wou, u zeigt mit em Finger uf nes Inſerat u het e echty gnietig buechſtabiert (mir chöi bed nid grad tiſtig läſe): Wäلت — tier — ſchutz — tag. U luegt mi läng a: Houſi, das iſch groß, was iſch es Wäلتtier? I bi füſch nid der Tümmſcht, aber ein ſo ſchnäu öppis frage, wo me doch o ſchnäu druf fött Bſcheid gä, ömu we me de, win i, geng no chlei gſchinder iſch weder der anger. I ſäge gleitig, das er de nid meinei, i wüß das nid e mau: He wowou, das ſy doch die wo ike da ſo chriege, weiſch. Die mueſch me ſchüke. Meiniſch Pfranzoſe u Tſchwobe? u luegt mi blöd a. He, nei, nid ume die, au zäme, wo o tſchuwd ſi, mir au zäme, hani gseit. I ha drum tiſtig gmerkt, das i mi zerſch plamiert ha. I ha gemeint jz ſyg er zfride u mir hei wyter pletteret, ſo wyt wi me cha bi däm dünne Blettli. Jz ſyg's düre, hani gemeint. Es louft nüt i der cheibe Schwyz, u wott ſcho d'Handorgele nä. Aber är lat nid lugg. So iſch er, är wott's geng grad wüſſe, o wen es ſei Zwäck het. Jz weis i's. Das iſch e Tierſchutztag, ſeit er. Weiſch: Tier-Schutz. Aui Tier föu me ſchüke! Meiniſch Pfiſch u Pflö u Pfügu? Sägen i gſchtoche u ha mi gegeret, wüw er's mir nid het wüwe gloube. Jz hei mer aber Krach! dänken i, u lut: So frag doch der Käru, wes beſſer woſch wüſſe. Wi we men ihm piſſe hätt, iſch der Käru derhär cho u geht üſi Bringe u fragt: Was heit der? He, wägem Wäلتtierſchutztag, brummlen i öppis. Oder nid, Käru, jz meint das Chaub, dä Bärtu, jz tüeg me Tier ſchüke un i ha behauptet, mi heig jz e ſo Luſtſchutz, weiſch, wo me ſech gäge ds Wäلتtier tüei ſchüke u jz hei mer Krach. So ſäg du! Aber der Bärtu het no Zyt gha öppis z'mule, wüu der Käru ſo het Dugewaffer übercho. Lebe heſch grad ds Gägeteuw gseit. U wüw i nimm ganz ſicher bi gfi hani o afa öppis dryſchtürme. Mir ſy ömu du nimm drüber cho. Der Käru het ſider d'Duge mit em Raſelumpſe abpukt. Er het ſys Sackmäſſer füre gno u zwüſche üs beidne düregſablet u geng gseit: Abhoue, uſhöre laſere, löt jz mi la rede. Das iſch ſo: Dä Wäلتtierſchutztag das iſch e Wäلتtyrtig für e Tierſchutz, aui Tierli föu me ſchüke. Das d'Kaze chöi Pfügeli fräſſe, giſſelet der Bärtu. Un i: Warum ſäge ſi's de nid e ſo, oder de: Welttierſchutztag, wie i de Büro, das mes ſofort begrnyſt. Ueberdies, fahrt du der Käru ſyn wyter (er het deheim no en angeri Zytig) hättet dir's o ſo verſtange, we der würdet wyter läſe: Es heißt doch da: Hung u Chaß. Nume no tuch erklärt der Bärtu: Mir läſe drum nid geng grad aus, mir hei drum nid fövu Zyt. I liſe's glych fertig u gheie du eſo haublut über das Wort: Mehrer-lös übere. Der Käru iſch ou da ſchwär nachecho u erklärt: Das iſch das, was ſie meh ynäme. I bi du o nachecho. Aha Sägen i: Wäلتtierſchutztagmehrerlös. Der Bärtu het's du ſo o begriffe. Aber das mues i de doch no ſäge: Der Käru iſch de nid öppe ſchlöier aus mir zwe zäme, är iſch nume ſyner. Dennzumal wo mer z'Badgabhüſli hei vertromet, het er ömu gar nid gwüßt, wie me das mües mache.

Syder, we der Bärtu zu mir uf d'Bude chunnt, liſen i d'Zytig, un är mues erkläre.

Mein lieber Stürmi!

Du haſt in einer der vorlehten Nummern der „Berner Woche“ über allerlei „Unverſtändliches“ geſchrieben und ich will dir gleich ſagen, daß ich im Grunde genommen ganz mit dir einverſtanden bin. Solche Vollbluteidgenoffen wir du ſie ſchilberſt, gibt es eben leider gar nicht ſo ſelten.

Eines aber begreife ich nicht recht: Du ſchreibſt, daß Ihr ein ganzes Bataillon Schweizer Soldaten irgendwo in einer Ortschaft untergebracht waren. Also doch ungefähr 1000 Mann mit 2000 Fäusten und 2000 Beinen. Und ſeid mit der geſchäftstüchtigen Wirtin nicht einmal fertig geworden? Nicht, daß ich meine, daß Ihr ſie in einige der 2000 Fäuste hättet nehmen ſollen! Aber Ihr hattet doch noch 1000 Mäuler. Da wäre es am Plage geweſen, daß einer der Freundeidgenöſſiſchen dann in aller Form auf gut Berndeuſch oder Baſeldüſch oder Züritüſch die Meinung geſagt hätte — laut und vernehmlich — und dann den Kameraden ebenſo laut und vernehmlich geraten hätte, die Wirtſchaft zu verlaſſen. Ich glaube, die Preiſe hätten dann ganz von ſelbſt feſte und mitteleuropäiſche Formen angenommen.

Mit andern Worten: Hilf dir ſelbſt, ſo hilſt dir Gott! Und gerade die Soldaten ſollen dies tun. Ich könnte dir darüber allerlei Rezepte nach bewährtem Muſter aus der Grenzbeſetzungszeit 1914 bis 1918 angeben. Daß ſie noch nicht vergeſſen ſind, haben wir — ich bin nämlich auch irgendwo im Schweizerland im Militärdienſt — einem allzu geldgierigen Wirt ſchlagend bewieſen:

Wir hatten auch ſo ein kleineres Gſtürm mit ihm über die Bezahlung von Eßgeſchirr, welches er uns zur Verfügung ſtellte. Im Laufe des etwas erregten Geſprächs erklärte er uns: „Ueberhaupt! an den Soldaten iſt ohnehin nichts Rechtes zu verdienen!“ Von da hat keiner mehr der gten Kompagnie, Bataillon u ſeine Wirtſchaft betreten.

Laß dir Haare wachſen auf den Zähnen, lieber Stürmi. Dann wirſt du mit ſolchen Prachtsexemplaren von Schweizern auf recht einfache Art fertig.

Im übrigen — ich habe es dir ſchon geſagt — haſt du vollkommen recht. Gerade die, welche hübsch zu Hauſe bleiben dürfen, ſollten mitheſſen, unſeren Soldaten die Pflicht zu erleichtern. Wenn je einmal, dann heißt es jetzt: Alle für Einen — vor allem für unſeren Schweizer Soldaten.

Da ſind wir einig, geſt, mein lieber Stürmi, und dein Kamerad,
Stürmibenz.

Eine zeitgenöſſiſche Mahnung

Vor den Augen der eidgenöſſiſchen Volksovertreter erhält ſich im Nationalratsſaal das Bild von der Geburtsſtätte der Schweizerfreiheit, des ſtillen Geländes am See. „Ueber dieſer Stätte ſchwebt der Friedensengel, aus dem Nebeldunſt tritt der Genius hervor, den Zweig des Friedens in der Hand, zum Zeichen, daß auch der Friede wieder bei uns eingekehrt iſt. Der Anblick des Bildes ſpricht zu uns lebendig und kraftvoll. Wir wollen nicht Worte machen, wo die Kunſt ſo mächtig zu uns ſpricht. Still im Kopf, ſtill in den Herzen ſoll es werden, nur hören wollen wir, was uns das Bild ſagt: Rütli — Geiſt der Freiheit — Liebe zum Vaterland — Einigkeit!“

So lautete der Schluß der Anſprache des Herrn Nationalratspräsidenten Arthur Eugſter vom 17. März 1916. Damals rumorte es im Land, verſchiedene Vorkommniſſe hatten Mißtrauen gegenüber den Behörden geſchaffen, weſhalb eine außerordentliche Märzſeſſion der eidgenöſſiſchen Räte einberufen wurde.

Arthur Eugſter betonte damals, daß das ſchweizeriſche Parlament den Beweis erbracht habe, daß es auch in der beſtigſten Fehde nicht der Würde vergeſſe, die ihm in den Tagen des Friedens eigen ſei. Die Demokratie habe die Gefahren des innern Unfriedens zu überwinden vermocht, denn die verſchiedenen Kreiſe des Volkes und ihre Vertreter im Räte der Nation könnten wohl ungleicher Meinung ſein, aber niemals vergeſſen ſei, daß ſie doch ſich wieder verſtehen und einigen müſſen.

Möge es uns vergönnt ſein, den dornigen Weg der Sorge, den wir heute zu gehen haben, in treuer Einigkeit zu gehen. Halten wir feſt den Glauben an unſer Volk!
—fd.